# Volksetymologie

Die Etymologie ist die Wissenschaft von der Herkunft, Grundbedeutung und Entwicklung ein­zelner Wörter. Sie untersucht auch die Verwandtschaft einzelner Wörter mit Wörtern glei­chen Ursprungs in anderen Sprachen.

Unter Volksetymologie versteht man die inhaltliche Umdeutung und ev. formale Umformung eines nicht mehr richtig verstandenen archaischen oder fremdsprachlichen Wortes nach dem Vorbild eines ähnlich klingenden vertrauten Wortes. So wird z. B. das mittelhochdeutsche Wort vrithof (‚eingefriedeter, umzäunter Hof’) umgedeutet zu Friedhof (‚Hof des Friedens’).

## Arbeitsanregungen:

1. Lesen Sie im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* S. 41 genauer nach, was man unter „Volksetymologie“ versteht.
2. Studieren Sie im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* die Karte 56 Ameise. Alle Bezeichnungen lassen sich auf den althoch­deutschen Ausdruck āmeiza zurückführen, was soviel wie die Eingeschnittene oder die Abschnei­derin bedeutet. Wo stellen Sie volksetymologische Umdeutungen fest? Lesen Sie abschliessend den Kartenkommentar.
3. Suchen Sie in den Kommentaren zu folgenden Karten des *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* nach Hinweisen zu volks­etymologischen Umdeutungen. Stellen Sie die in der Kleingruppe gewonnenen Einsichten den anderen Gruppen vor (welcher schweizerdeutsche Ausdruck ist volksetymologisch wie entstan­den?).

* Mumps (S. 85)
* Gänseblümchen (S. 145, 147)
* Heidelbeere (S. 149)
* Küchenzwiebel (S. 155)
* Schmetterling (S. 171, 173)
* blitzen (S. 191)

1. Überlegen Sie eine sinnvolle Etymologie zu fünf der folgenden Wörter. Informieren Sie sich in einem einschlägigen Wörterbuch[[1]](#footnote-1) über die wirkliche Etymologie.

|  |  |  |
| --- | --- | --- |
| anberaumen | Armbrust | auspowern |
| Eichhörnchen | Freitag | Hängematte |
| hantieren | Kaffeebohne | Leiter |
| Maulwurf | quicklebendig | Schlittschuh |
| sich verzetteln | windschief |  |

1. Suchen Sie im Internet nach der Herkunft der folgenden Ausdrücke:

* Guten Rutsch!
* Hals- und Beinbruch!

1. Mit der Reform der deutschen Rechtschreibung 1996 wurde die Schreibung einzelner Begriffe im volksetymologischen Sinne angepasst. Lesen Sie den nachfolgenden Beitrag und diskutieren Sie Sinn und Unsinn solcher Anpassungen.

TOLLPATSCH

Es ist nicht besonders toll, ein Tollpatsch zu sein. Aber immerhin modern. Denn man kann erst seit der „neuen deutschen Rechtschreibung“ toll daher patschen, etwa in Fettnäpfchen. So auch die Sprachreformer: Denn der Tolpatsch, wie er weiterhin richtig heißen müsste, stammt vom ungarischen Wort „talp“ für Sohle. Die ungarischen Fußsoldaten trugen im 17. Jahrhundert keine festen Schuhe, sondern nur mit Schnüren befestigte Sohlen. Das Wort für diese „Sohlenträger“ (ins Französische als „talpache“ übernommen) wurde speziell in Österreich zum Spottwort für ungarische Soldaten: Talpatsch oder Tolpatsch. Immer aber schrieb man das Wort mit einem l – bis eben die deutsche Rechtschreibreform kam.

Aber im Grunde ist der Toll-Patsch ja viel netter, denkt man doch an Tölpel, die plump daher latschen oder eben patschen, was ja eine nette Lautmalerei ist. Ich denke gleich an einen Clown, der viel zu große Schuhe trägt, um ungeschickt und lächerlich zu wirken. Derart verwendet man das Wort ja im Volksmund schon lange. Vergessen wir also die Herkunft, zumal wir ja die Ungarn nicht lächerlich machen wollen.

<http://www.ureda.de/php/spider/anzeige.php3?id=1001> (1.5.2013)

1. Im Internet findet sich folgender Eintrag zum Thema „(H)Erdäpfel“. Wie beurteilen Sie als schweizerdeutsch sprechende Person die etymologische Deutung? Recherchieren Sie dazu auch im Schweizerischen Idiotikon ([www.idiotikon.ch](http://www.idiotikon.ch)).

Am Sun, 29 May 2005 15:40:01 +0200 schrieb Michael Pronay:

> Dirk Schneider wrote:

>

>>> abgeschmälzten Herdepfelschnitz (Kartoffelbrei mit Wasser statt Milch)

>

>> Wie setzt sich denn dieses Wort zusammen?

>

> (H)erdäpfel-Schnitz. „Herdäpfel“ kenne ich auch in österreichischen Dialekten, ich hab das Gefühl, dass das ein wenig blödelnd eingesetzt wird.

>

> Hat dieses „H“ linguistisch einen Namen?

Mit h-Prothese dürftest Du nicht falsch liegen. Diese beschreibt aber natürlich nur die formale Seite. Inhaltlich fand volksetymologische Umdeutung statt: Erd(e) > Herd. (Schließlich wurden die Dinger ja meistens auf dem Herdfeuer gesotten, gebraten usw.)

P. W.

<http://www.ureader.de/message/457783.aspx> (1.5.2013)

## Hinweise für Lehrpersonen

### Zu den Arbeitsanregungen:

ad 4)

Einige Beispiele erläutert Heike Olschansky:

anberaumen bedeutet ‚einen Termin (Gerichtstag o. ä.) an-, festsetzen’. Vielleicht denkt mancher dabei an den Raum, der für das anberaumte Ereignis frei sein muß. Das Verb ist aber ursprünglich keine Bildung zu Raum, sondern im 16. Jahrhundert volks­etymologisch umgestaltet aus anbera(h)men und an Raum angelehnt. In anbera(h)men steckt offenbar mittelhochdeutsch rām ‚Ziel’, das in keine Wortfamilie mehr eingebunden war.

(Heike Olschansky (2009): Täuschende Wörter. Kleines Lexikon der Volksetymologien. Stuttgart, S. 15)

Die Armbrust ist eine mittelalterliche Handwaffe zum Abschießen von Pfeilen, Bolzen und ähnlichen handgreiflichen Gefährlichkeiten.

Wer bei Armbrust an Arm und Brust denkt und glaubt, daß die Waffe so heißt, weil man sie mit dem Arm (und der Brust) hält und bedient, sitzt einer etymologischen Täuschung auf. Die Armbrust ist eigentlich als ‚Bogenschleuder’ benannt und eine Entlehnung aus dem Lateinischen, wo das vermeintliche deutsche Arm der ‚Bogen’ und das vermeintliche deutsche Brust die ‚Schleuder’ ist. Während Arm und Brust alt­einheimische deutsche Wörter sind, ist Armbrust (mittelhochdeutsch ar(m)brust, ar(m)brost) erst im 12. Jahrhundert aus altfranzösisch arbalestre entlehnt. Dies stammt von lateinisch arcuballista ‚Bogenschleuder’, einer Zusammensetzung aus arcus ‚Bogen’ und ballista ‚Wurf-, Schleudermaschine’ (was vom griechischen ballein ‚wer­fen, schleudern’ kommt). Im Deutschen wurde die Entlehnung im zweiten Teil zuerst volksetymologisch mit dem Neutrum mittelhochdeutsch berust, berost, Kollektiv­bildung zu rüsten, motiviert, das erste Glied auf mittelhochdeutsch arm ‚Arm’ bezogen und die Zusammensetzung wohl als ‚Armwaffe’ gedeutet. Als dann wieder mittelhoch­deutsch berust ungebräuchlich geworden war, wurde das Zweitglied auf Brust bezogen – deshalb auch das feminine Genus.

(Olschansky 2009, S. 17f.)

In ausgepowert scheint Power zu stecken, was von englisch power ‚Kraft’ kommt. Mit der positiven Power hat das Verb aber ursprünglich gar nichts zu tun. Es geht im Gegen­teil letztlich auf französisch pauvre ‚arm’ (von lateinisch pauper) zurück. Ur­sprünglich meinte auspowern, das im 19. Jahrhundert zuerst in der Form auspovern be­legt ist, ‚(bis zur Verelendung) ausbeuten’. Heute ist es aus der Sportsprache vornehm­lich als Partizip ausgepowert bekannt. Durch Anlehnung an Power (das letztlich von lateinisch posse ‚können’ kommt) hat es auch die Bedeutung von ausgepumpt ‚entkräftet, erschöpft’ angenommen.

(Olschansky 2009, S. 19f.)

In Eichhörnchen (mittelhochdeutsch eich(h)orn, althochdeutsch eihhurn(o), eihhorno) scheinen Eiche und Hörnchen zu stecken. Wahrscheinlich sind aber beide Wörter erst sekundär in die Bezeichnung hineingedeutet worden. Der zweite Teil der Tierbe­zeichnung ist im Althochdeutschen an Horn angeglichen. Ursprünglich ist es ein Wort, das mit Bezeichnungen aus dem Lateinischen, Russischen, Tschechischen und Litauischen für verschiedene kleine flinke Tiere verglichen wird, die letztlich auf ein indo­germanisches \*uer- ‚Eichhorn, Iltis, Marder’ zurückgeführt werden. Im ersten Wortteil vermutet man eine indogermanische Volksetymologie, wobei die ursprüngliche Wurzel \*aig- ‚sich heftig bewegen, schwingen’ an die Bezeichnung der Eiche ange­schlossen worden sei. Das Eichhörnchen wäre somit nach seiner Flinkheit benannt.

Nachdem im 17. ]ahrhundert die Verkleinerungsform Eichhörnchen vorherrschend geworden war, wurde in der Mitte des 19. Jahrhunderts Hörnchen abgelöst und auf die gesamte Familie dieser Nager übertragen (Baum-, Erd-, Flughörnchen).

(Olschansky 2009, S. 38f.)

Wie am Dienstag früher oft ein Dienst angetreten wurde, galt der Freitag als guter Tag zum Freien, weil man den ersten Teil des Wortes mit frei in Verbindung brachte. Dabei ist das Wort (mittelhochdeutsch vrītac, im Althochdeutschen fri(j)atag) wie fast alle anderen Wochentagsbezeichnungen auch nach einem Götternamen benannt. In Freitag steckt die germanische Göttin Freia. Die Bezeichnung übersetzt das spätlateinische Veneris dies ‚Tag der Venus’, das wiederum das griechischen Aphrodites hemira nachbildet.

Der Name der Göttin Freia, der etymologisch ‚Geliebte’ bedeutet, ist allerdings mit frei und freien verwandt. Das Adjektiv frei (mittelhochdeutsch vrī, althochdeutsch frī, germanisch \*frija-) geht auf die indogermanische Wurzel \*per(ǝ)i- zurück, die ‚nahe’ oder ‚bei’ bedeutet. Da das, was bei einem ist, zumeist das Eigene ist, entwickelte der Begriff die Bedeutung ‚eigen’. Im Germanischen wandelte sich die Bedeutung zum heutigen ‚frei’, was wahrscheinlich auf die Beziehung zu ‚den eigenen Kindern’ zurückgeht. Zu der gleichen Grundlage wie frei gehört auch freien ‚heiraten, werben’, das im Germanischen die Bedeutung ‚freundlich behandeln’ hatte; über die Bedeutung ‚lieb’ (das Eigene hat man lieb) führt es auf den ‚eigen’-Begriff zurück.

(Olschansky 2009, S. 49f.)

Man kann mit allem hantieren, was man mit den Händen anfassen kann. Hantieren ist vor allem ein handgreifliches Geschäftigsein, das Herumwirtschaften mit etwas. Ursprünglich aber hat hantieren gar nicht die Bedeutung des Handgreiflichen gehabt, erst durch den lautlichen Anklang an das unverwandte Hand hat sich diese Bedeutung im Neuhochdeutschen entwickelt. Im Mittelhochdeutschen noch bedeutete hantieren vor allem ‚Handel treiben, einem Geschäft nachgehen’, auch ‚etwas tun, verrichten’. Das Verb ist über das Niederdeutsche und Niederländische aus französisch hanter ‚hin- und herziehen; umgehen mit, oft besuchen’ entlehnt. Pfeifer (1995) S. 508 führt altfranzösisch hanter mit Vorbehalt auf altnordisch heimta ‚heimholen, (ein)fordern’ zurück, wonach es mit Heim verwandt wäre. Im Mittelhochdeutschen wurde hantieren im Bereich von Handel und Gewerbe gebraucht. Hier wurde es später durch handeln abgelöst. Durch volksetymologische Anlehnung an Hand hat hantieren dann die heutige Bedeutung eines direkt handgreifliches Tuns entwickelt.

Das unverwandte Substantiv Hand ist alteinheimisch deutsch. Germanischer Vorläufer ist \*handu-, das Bezeichnungsmotiv wahrscheinlich ‚Greiferin’.

(Olschansky 2009, S. 67f.)

Die Kaffeebohne ist eine Bohne, weil sie so klein und rund ist wie eine Bohne, also scheinbar eine Metapher.

In der Zusammensetzung Kaffeebohne, die seit dem 18. Jahrhundert bezeugt ist, steckt aber eigentlich nicht die Bohne (Gemüsepflanze ), sondern -bohne schließt hier volks­etymologisch an arabisch bunn ‚Frucht des Kaffeestrauchs’ an. Der gleiche volks­etymologische Anschluß liegt auch in englisch coffee bean vor. Dagegen ist im Französischen baie de café und im Italienischen seme del café die Kaffeebohne (die fak­tisch eine Kirsche ist) nicht als ‚-bohne’, sondern als ‚-beere’ benannt.

(Olschansky 2009, S. 73)

Ist die Leiter diejenige, die einen nach oben oder nach unten leitet? Nein, der Eindruck beruht auf einer homonymischen Täuschung.

Die Leiter kommt nicht von leiten, sondern von lehnen, sie ist also ‚die Angelehnte’. Die Bezeichnung ist schon westgermanisch und eine Instrumentalbildung zu indo­germanisch \*klei- ,lehnen’.

leiten ‚führen, an der Spitze stehen’ dagegen kommt von leiden (eigentlich ‚(weg)gehen’). Leiten ist im Germanischen als Veranlassungsverb (Kausativum) zu \*leiþ-a- ‚(weg)gehen’ gebildet und bedeutet also ursprünglich ‚weggehen machen’.

(Olschansky 2009, S. 90f.)

Die Tierbezeichnung Maulwurf ist ein ganz bekanntes Beispiel von Volksetymologie. Das Wort hat in seiner Geschichte zwei volksetymologische Umdeutungen erfahren. Im Althochdeutschen lautete es mūwerf, -wurf, eigentlich der ‚Haufenwerfer’. Die Konsti­tuente mū- entspricht altenglisch mūga, mūha, mūwa ‚(Korn-)Haufen’. Als mū als freies Wort nicht mehr vorkam, wurde die Zusammensetzung im Spätalthochdeutschen an alt­hochdeutsch malta – mittelhochdeutsch molt(e) – ‚Erde, Staub’ angelehnt und volks­etymologisch umgebildet zu multwurf, mittelhochdeutsch moltwerf, mit der neuen Motivierung ‚Erdwerfer’. Als wiederum der Bestandteil molt- nicht mehr klar war, wurde moltwerf ca. im 13. Jahrhundert volksetymologisch zum mūlwerf, -wurf (> Maul­wurf) , wobei man sich auf mittelhochdeutsch mūle ‚Maul’ bezog. Nach ‚Haufenwerfer’ und ‚Erdwerfer’ entstand so die neue Motivation ‚Maulwerfer’, ‚Tier, das die Erde mit dem Maul wirft’, die bis heute besteht. Faktisch ist diese Motivation falsch, eine volksetymologische Täuschung, da der Maulwurf die Erde nicht mit dem Maul aufwirft, sondern mit seinen schaufelartigen Vorderpfoten.

(Olschansky 2009, S. 99f.)

Der Schlittschuh, der Schuh mit angeschraubter Stahlkufe, mit dem man übers Eis gleitet, war ursprünglich ein ‚Schrittschuh’. Althochdeutsch scritiscuoh und mittelhoch­deutsch schrit(e)schuoch bezeichneten einfach einen ‚Schuh, mit dem man weit ausschreiten kann’. Im 17. Jahrhundert entwickelte Schrittschuh – eventuell mit der Übergangsbedeutung ‚Art Schneeschuh, Gleitschuh’ – die heutige Bedeutung ‚Schlitt­schuh’. Unmittelbar darauf wurde das Wort an Schlitten bzw. schlittern angelehnt und zu Schlittschuh umgebildet. (Olschansky 2009, S. 137)

Wer sich verzettelt, blickt nicht mehr durch, sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr, steckt irgendwo fest – zwischen seinen Zetteln, Notizen, Entwürfen, Plänen, so denkt man. Faktisch mag das stimmen (bei Leuten, die schreibend arbeiten). Wortge­schichtlich aber sind sich verzetteln und der Zettel (das kleine Stück Schreibpapier) nicht verwandt.

sich verzetteln ist eine Wiederholungsbildung (wie etwa sticheln zu stechen) des 16. Jahr­hunderts mit dem Präfix ver- zu zetten ‚ausstreuen, verteilen’. verzetteln erklärt sich so als ‚nutzlos ausstreuen’. Das fachsprachliche Zettel ‚Längsfaden, Kette eines Gewe­bes’ mit der Ableitung anzetteln gehören wahrscheinlich ebenfalls in diese Familie. zetten ist seit dem Althochdeutschen bezeugt, heute allerdings archaisch und nur noch regional gebräuchlich.

Der Zettel ‚kleines Stück Schreibpapier’ ist ganz anderer Herkunft. Hier ist das mittel­hochdeutsche zedel(e), zetel aus mittellateinisch cedula (lateinisch schedula) entlehnt, einer Verkleinerungsbildung zu lateinisch scheda ’(Streifen) Papyrus, Blatt’. Dies kommt von griechisch scbide ‚Splitter, Abgespaltenes’.

(Olschansky 2009, S. 156)

Eine windschiefe Hütte kann der Wind schiefgeblasen haben. In windschief steckt je­doch nicht Wind, sondern winden ‚drehen’. windschief ist eine Zusammensetzung des 17. Jahrhunderts und bedeutet eigentlich ‚gewunden schief’. Das Wort bezieht sich ur­sprünglich auf verdreht gewachsene Hölzer.

winden wird zurückgeführt auf eine indogermanische Wurzel \*ṷendh- ‚drehen, winden, flechten’, wozu unter anderem auch Wand, eigentlich ‚Geflochtenes’, gehört. Wind wird mit wehen zu einer indogermanischen Wurzel \*ṷē- ‚wehen, blasen, hauchen’ gestellt.

(Olschansky 2009, S. 165f.)

Schon Kolumbus lernt auf Haiti die Schlafnetze der Eingeborenen kennen, die diese mit einem karibischen Wort als hamáka bezeichneten. Die Sache wird weithin bekannt und dient zunächst als Vorbild für die Schlafstellen der Matrosen. Das Wort wird zunächst als Exotismus entlehnt und erscheint im Deutschen als Hamaco (zuerst 1529 in einer Reisebeschreibung), Hamach u.ä., dann (wohl in Anlehnung an die Umgestaltung in nndl. hangmak und dann hangmatt) sekundär motiviert als Hängematte (niederländisch bei Montanus 1671, dann in dessen Übersetzung ins Deutsche durch Dapper 1673). Das Englische ist mit hammock bei der Entlehnung geblieben.

(Friedrich Kluge (252011): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin etc., S. 390)

Altes quick ,lebendig’ erhielt sich der verdeutlichenden Zusammensetzung mit lebendig.

(Kluge 2011, S. 736)

ad 5)

Bei dem guten Rutsch, den wir uns zu Neujahr wünschen, denken wir sicher an ein erfolgreiches Hinüberrutschen in das neue Jahr. Das ist eine volksetymologische Inter­pretation. Sprachgeschichtlich geht der gute Rutsch auf das Jiddische bzw. Hebräische zurück. Im Hebräischen bedeutete r’ōš ‚Anfang’ bzw. ‚Kopf’. Die deutschen Juden wünschten sich zu Neujahr einen guten Rosch, der volksetymologisch zum Rutsch wurde.

(Olschansky 2009, S. 130)

Hals- und Beinbruch

. . . ist ein abergläubischer Wunsch, der genau das nennt, was nicht eintreten soll. Die Formel Hals- und Beinbruch! bedeutet ‚Viel Glück!’ und geht vom Theater aus. Von dort ist sie in die allgemeine Umgangssprache gelangt. Trotz der volkstümlichen Pra­xis, das Gute zu wünschen, indem man explizit das Böse ausdrückt, ist die Etymologie der Redewendung eine andere. Die Zwillingsformel stammt volksetymologisch aus dem Jiddischen und geht auf das Hebräische zurück. Dort hieß es ursprünglich hazlóche un bróche. haṣlaḥā bedeutet ‚Glück’ und beracha ‚Segen’. Die Juden gebrauchen diese Formel hebräisch und jiddisch auch in der Gegenwart noch.

(Olschansky 2009, S. 65f.)

ad 7)

vgl. den Beitrag „Kartoffel“ im *Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz* (S. 157)

1. Zum Beispiel: Kluge, Friedrich (252011): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin etc.; Pfeifer, Wolfgang (82006): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. München; Duden – Das Herkunftswörterbuch. Mannheim (42006). [↑](#footnote-ref-1)